# Wienerinnen.

Von Ludwig Bauer.

Folgende allerliebste Begebenheit ereignete sich in diesen schmerzensreichen Tagen: An die jetzt so fest verschlossenen Grenzen, die Neutralien von den Kriegsländern scheiden, rollt ein Zug, und ein Schwarm hübscher junger Mädchen steigt heraus. Auch die Gesichter der strengsten Grenzwächter dürften sich da wohlgefällig entrunzeln. Die liebenswürdige Fracht hatte Wien als Aufgabeort, Zürich als Bestimmungsort, und den jungen Mädchen war die Mission geworden, dort in einer Wiener Modenschau die neuesten Eingebungen schöpferischer Schneiderphantasie vorzuführen. Gegen die Modenschau haben schweizerische Konfektionäre allerlei von ihrem Standpunkte aus vielleicht wohlberechtigte Einwände erhoben. Doch ich kann mir nicht denken, daß irgend jemand in der Schweiz Einwendungen gegen die Wienerinnen erheben wird. Wenn aber doch, dann kennt er sie eben nicht. Die verschlossene Grenze öffnete sich vor dem lebhaften, schwatzenden und lächelnden Schwarm; es sind Wienerinnen, die im höchsten Staatsinteresse reisen. Wegen der Mode —, aber das geht uns ja nichts an. Und das weil sie Wienerinnen sind, und das geht uns gottlob etwas an.

Die Wienerin — es kann keine interessantere, angenehmere und doch auch undankbarere Aufgabe geben, als ihr Wesen in armselige Worte einzufangen. Wer würde es wagen wollen, auch nur eine einzige Frau einfangen zu wollen, sei es selbst bloß mit der ohnmächtigen Gewalt der Sprache? Aber vielleicht ist es eher möglich, die Wienerinnen zu charakterisieren als eine einzelne Wienerin. Denn dann schwindet das Verwirrende des Einzelfalles. Oh, sie können sehr verwirren, die Einzelfälle. Man findet unter den Wienerinnen Blondinen und Brünetten, Träumerische und Weltkinder, Schlanke und Ueppige — die letzteren verschwinden freilich immer mehr in der fettarmen Kriegszeit. Ein Typus zeigt sich nirgends deutlich. Sollte das ein Zufall sein? Nein, zu gründlich hat Wien die Menschen und Rassen an sich gezogen. Deutschland brachte in die Hauptstadt des alten heiligen römischen Reiches immer neues Blut, Italien, die Provinz der Habsburger, steuerte Menschen bei, aus Spanien und Frankreich kamen Edelleute und wurden hier ansässig. Vor allem aber strömten Slawen und Böhmen herzu, Ungarn und Juden. Wien und die Wienerin ist ein Kompromiß. Daß die Mengung ein körperlich so vortreffliches Ergebnis lieferte, bleibt eben das Geheimnis Wiens, seiner besonderen Kraft, alle Nationen und Rassen zu Wienern umzuformen. Wien gewann immer und verlor sich nie. So wurde die Wienerin erschaffen, die man aus Dutzenden von Frauen fast unfehlbar erkennen wird. Vielleicht ist noch nicht einmal ihr köstliches Lächeln so bemerkenswert, das noch nichts verspricht, jedoch schon alles hoffen läßt, übrigens ein der ganzen Stadt eingeborener Gesichtsausdruck, den sie, als ich sie das letztemal sah, auch nach zwei Jahren Weltkrieg noch nicht verloren hatte. Jenes Lächeln rief aus: Es ist doch ein großes Vergnügen zu leben! Es steckte mit Heiterkeit an. Es ist bei der Wienerin verbunden mit einer sicheren Zwanglosigkeit der Haltung, einer leichten Lässigkeit der Gebärde: der Ausdruck von Siegerinnen, die gar nicht wissen, daß es auch möglich wäre, nicht zu siegen. Unterschiede von anderen Frauen: Die Pariserin geht in die Welt wie in eine Schlacht; sie kämpft um die „Gloire" der Liebe, sie verteidigt ihre Schönheit wie eine Fahne. Wenn sie liebenswürdig ist, so ist dies ein Zweck, um die Männer oder den Mann — das ist bloß für die Betroffenen ein Unterschied — festzuhalten. Für die Pariserin ist die Liebe nicht das Ende. Gewiß, sie schätzt sie sehr, wie ja wohl wir alle, aber sie will damit doch auch etwas: gesellschaftlich aufsteigen, sie ist ehrgeizig wie der Franzose. Die Norddeutsche liebt, weil es so die Ordnung ist, weil es ihre naturgesetzliche Bestimmung ist, eine sparsame, treffliche und saubere Hausfrau zu sein. Die Wienerin liebt, um sie zu lieben. Natürlich ist sie eitel — aber ohne Initiative, es ist nicht ihre Art, den Mann vorwärts zu treiben. Höchstens sagt sie sich als Frau, also das Wesen, das im Nicht-Ideellen lebt, daß es angenehmer wäre, mehr Geld zu verdienen oder von den anderen mehr respektiert zu werden. Aber dabei neigt sie doch zum Beharren, ist träge, begnügt sich gerne, zu lieben und geliebt zu sein.

Es gibt eine weitere Erklärung für das behagliche Sichbescheiden der Wienerin, das germanischem Eifer und gallischem Ehrgeiz gleich ferne ist: der Siegespreis ist in Wien geringer. So stark ist die innere Gewalt des Wienertums, daß es sogar die Gegensätze zwischen Leuten, die viel Geld, und solchen, die wenig Geld haben, mildert. Der Krieg hat mit seinen Umwälzungen in Einkommen und Ausgaben leider auch hierin manches gestört, hoffentlich nur vorübergehend. Noch 1914 waren die Unterschiede zwischen einer jungen Aristokratin und der Tochter eines mittleren Beamten nicht gar so schroff. Schon weil sie die starke Brücke des Dialekts verband. Es ist nur selbstverständlich, daß man wienerisch spricht, und der Hof geht mit diesem Beispiel voran. Während in Paris niemand, der „Argot" spräche, salonfähig wäre, während der Deutsche oft, um recht gebildet zu scheinen, ein möglichst unterschiedsloses, nirgends zuständiges Deutsch spricht, das auf dem Katheder erzeugt wurde und nach Papier riecht, hat sich das Wienerische nicht in die Gesindestube oder gar in die Verbrecherkneipen verbannen lassen. Man unterschätze die Bedeutung dieser Tatsache nicht; sie erzeugt jenes Gefühl familiärer Zusammengehörigkeit, jenes innerlich einander „Du"-Sagen,, das die Voraussetzung des „gemütlichen Oesterreichers" ist. Sie verbindet die Probiermamsell mit der Baronesse, der sie die Toilette anprobiert. Noch verkehren in Wien zwanglos die verschiedenen Schichten des Bürgertums miteinander; und damit fehlt eine reibende Kraft für den sozialen Ehrgiez der Wienerin. Du lieber Himmel, es wäre ihr ja natürlich lieber, ein bißchen mehr Geld zu haben, aber wenn man sich deshalb gleich so arg plagen oder weiß Gott was unternehmen muß! Eine fährt eben im Wagen in den Prater, die andere schaut ihr in der Hauptallee zu; schließlich haben beide dabei ihr Vergnügen, und so ist der Unterschied gar nicht so groß. Dies galt, nochmals bemerkt, für das Friedenswien; nun gibt es ja keine Wagen und Pratersahrten mehr, nur gemeinsame Sorgen und Nöte, die mit Tapferkeit ertragen werden sollen, und ertragen werden, und hie und da noch mit dem leisen Anhauch des guten Wiener Witzes — Sonnenblicke hinter Wolken.

Die intellektuellen Ansprüche der Wienerinnen sind nicht allzu groß. Die Operette, ein Ausflug ins Grüne, früher noch die Militärmusik, die zum Tanze aufspielte; das genügte meistens. Das literarische Budget der echten Wienerin war recht gering, und auch die Millionärinnen lasen oft nicht mehr als gerade ein Modebuch. Die Französin nimmt an allem Geistigen der Zeit teil, weil sie darüber unbedingt im Salon muß sprechen können, für sie ist Plaudertalent eine Verpflichtung, um zu glänzen und den Mann zu erobern. Die Deutsche fühlt sich als Kameradin des Mannes, es ist selbstverständlich, daß sie auch in seinen Ansichten und kulturellen Bedürfnissen immer bei ihm bleiben muß. Die Wienerin hat das nicht nötig; diese Stadt ist ohnehin weiblich, gehört ihr durch Geburtsrecht. Sie benötigt nicht das Außerordentliche, es liegt ihr nicht, dafür ist sie ein außerordentliches Talent im Ordentlichen. Als Mutter ist sie unübertrefflich. Eben weil in ihrem Wesen alle Härten, Pedanterien fehlen, ist sie in ihrer singenden Heiterkeit die natürliche Freundin ihrer Kinder, keine strenge Spielverderberin, und wo sie in deren Leben eine ernste Gefahr treten sieht, weiß sie ihr mit ihrem gesunden Menschenverstand sofort zu begegnen. Jugend und Temperament verlassen sie nie, auch nicht in ihrem Alter. Deshalb verlernt sie nie die Kindersprache. Die Deutsche erzieht ihre Kinder besser, sie lernen mehr und haben größere Aussicht, im Leben vorwärts zu kommen. Aber sie genießen dafür weniger ihre Jugend als die Wiener Kinder.

In der Liebe wird die Wienerin unterstützt von ihrer durch Sentimentalität gebändigten Leidenschaft, einer so heftigen Leidenschaft, wie Menschen sie bloß für jene Dinge empfinden, für die sie geboren sind. Hier strömt sie alle Zärtlichkeiten ihrer Natur aus; auf eine Formel gebracht, darf man mit der beschränkten Giltigkeit solcher Formeln sagen, daß sie als Mädchen besser, aber weniger dauerhaft liebt, als anderswo die Mädchen. Sie ist nicht eigennützig, und ihre Anmut weiß aus dürftigen Gaben Schönheit und Freude zu gestalten. Wunderbar versteht sie es, Heiterkeit mit Rührung und Rührung mit Heiterkeit zu mengen. Sie verliert sich in der Liebe; allein eben deshalb fällt es einem neu ankommenden Manne bei ihr manchmal nicht schwer, sie zu finden. Durchaus hat sie den Wunsch nach einem überlegenen Manne, dennoch nimmt sie dessen Ueberlegenheit nicht in Gebrauch; sie hat gar nicht den Wunsch, daran teilzunehmen, wenn es sich vermeiden läßt; sie kann es aber verblüffend, wenn es notwendig wird; ihr Takt und ihre Sicherheit sind hierbei erstaunlich.

# Das Flötenfutteral.

Von T. Resa.

Richard Dehmel war in Verzweiflung.

Fortuna, die launische Göttin, warf ihm die Frucht mondelanger, heißer Liebesmüh' lächelnd in den Schoß — und entzog gleichzeitig dem Aermsten hohnlachend den Genuß dieser süßen Frucht.

Da lag es vor ihm, das zierliche, goldgerändete Briefchen, in dem ihm Hulda das erste Rendezvous gewährte — die Erfüllung seines Traumes — seiner Hoffnung. Und nun sollte es — durch seine — seine Schuld — ein Traum bleiben? Denn dieses Rendezvous hatte das holde, grausame Mädchen an einen Ort verlegt, den Richard nicht erreichen konnte! —

Der weltberühmte Flötenvirtuose, Antonio Fistonelli gab ein Konzert in L., das war schon wochenlang vorher in allen Blättern bekannt gemacht worden. Und nun hatte ihm Hulda das erste Rendezvous bewilligt und zwar, da sie nie allein ausgehen durfte, im Konzert des Signore Fistonelli.

Richard aber hatte kein Billet mehr bekommen, als er, gleich nach Empfang des Briefchens, zum Theater gestürzt war. Mit dem Kassierer wäre er fast ins Handgemenge gekommen. Dieser fühllose Mensch hatte hohnlächelnd ein Plakat hervorgezogen und es vor der Nase des unglücklichen Jünglings an dem Schalter befestigt und auf diesem Plakat stand in großen Lettern das furchtbare Wort:

„Ausverkauft".

Richard Dehmel war also in Verzweiflung.

Antworten — sich entschuldigen, durfte er nicht — die Tante las Huldas Briefe. Ach! in Huldas Augen hätte es auch keine Entschuldigung gegeben. Wer nicht so viel für die Kunst übrig hatte, sich für einen Fistonelli rechtzeitig ein Billet zu besorgen — der hätte für sie nicht mehr existiert.

So saß er denn am Morgen des verhängnisvollen Tages, zerstörte den wunderbaren Scheitel, den ihm der Friseur eben erst gemacht und stieß Seufzer aus,, daß bereits über ihm ein verdächtiges Füßescharren hörbar wurde — und er „übte" doch noch gar nicht Flöte.

So fand ihn sein Freund Anton Lierssen.

„Na, Kerlchen — was ist denn los? was zoahnst denn, was zoahnst denn, wer hat dir war gethoan?" sagte er frei, frei nach Koschat.

„Ach!" — seufzte Richard. —

„Na — losgeschossen, Mensch" — drängte Anton, „was ist den passiert?"

„Hilfe gibt es für mich nicht" — sagte Richard mit traurigem Blick — aber sein Leid klagen — das ist doch etwas! — „So höre denn" — und er ergoß sein Leid in des Freundes mitfühlende Brust.

„Dummer Kerl — wenn's weiter nichts ist's, lachte Anton — „was wetten, daß du hineinkommst — Sperrsitz — Na!?"

„Wetten? — hineinkommen" — die Sonne ungläubigen Staunens ging auf in Richards Augen. „Menschenkind — wenn du das könntest! —"

„Pah! — Spaß! — höre jetzt — und wenn du mir genau folgst, kostet es dich erstens keinen Pfennig und zweitens wirst du noch schönstens gebeten werden, daß du überhaupt die Gnade hast!"

Und Anton Lierssen flüsterte dem Aufhorchenden eine Weile in die Ohren, dann — „in die Arme sanken sich beide und weinten vor Lust und Freude!"

* * *

Die Lichterreihen des Theaters strahlten weit in die dunkle Nacht hinein; eine sich immer wieder erneuernde Menschenwoge ergoß sich die breite Freitreppe hinauf in die lichterfüllten Räume, Wagen donnerten vor die Rampe und fuhren ab.

Jetzt wird es leerer. Die Uhr schlägt Acht und das Orchester beginnt mit dem Glockenschlag die Tannhäuser-Ouverture.

Mit dem letzten, sehr vornehmen Publikum, das ja gewöhnlich zu spät kommt, steigt Richard Dehmel langsam die Freitreppe hinauf. Unter dem Arme trägt er ein Flötenfutteral — unter dem geöffneten Ueberzieher leuchtet tadellose Wäsche hervor — eine blutrote Nelke schmückt das Knopfloch des Fraces.

Die Komtessen X., die eben die weißen Theatermäntel abwerfen, mustern verstohlen den hübschen, jungen Mann, mit dem sorgfältig gebrannten Lockenhaar.

Jetzt tritt der Portier heran. „Ihr Billet, mein Herr!"

„Mein Billet" — — fragt Richard mit hochmütigem Staunen — „ich habe natürlich keines."

„Ja — da kann ich Sie nicht hereinlassen — das Theater ist — selbst für eine Nachzahlung — überfüllt."

„Wie?!" — fragt Richard — „ich muß doch sehr bitten! Kennen Sie mich denn nicht? Sehen Sie sich gefälligst erst die Leute an, ehe Sie dreist werden!"

Dem armen Portier tritt der Schweiß auf die Stirn.

„Herr — es ist mir so vorgeschrieben — ich kann beim besten Willen nicht gegen meine Befugnis handeln — ich komme um meine Stellung, wenn ich angezeigt werde." —

„Wie heißen Sie, mein Bester?" fragt Richard ihn sarkastisch von oben bis unten messend.

„Ich — heiße Drach" —

„Nun — Sie führen einen recht stilvollen Namen, mein lieber — — Drach! Sie wollen mich also wirklich nicht herein lassen?" — fragt Richard ironisch.

„Ich kann nicht!"

„So! — nun, dann" — er nimmt sein Futteral ostenstativ unter den Arm — „dann können ja die Leute sehen, wer ihnen heut Abend das Flötensolo vorspielt — ich tue es sicher nicht!"

Und durchdrungen von der tiefen Wahrheit dieser Aussage, wendet sich Richard Dehmel zum Gehen. —

Die Komtessen X. neigen sich vor — der Portier stürzt dem erhabenen fortschreitenden Richard nach.

„Um Gottes willen — Herr! — Sie werden mich doch nicht unglücklich machen! Wie konnte ich ahnen, daß Sie nicht den Künstlereingang benützen würden. — — "

„Antonio Fistonelli geht da hinein, wo es ihm beliebt hineinzugehen" — erwiderte Richard eiskalt. „Geben Sie Raum mein Bester — jetzt habe ich keine Lust mehr!"

„Ach, verzeihen Sie mir doch nur — gehen Sie doch nur hinein — ich bin Familienvater — habe vier Kinder! Um der unschuldigen Kinder willen, sind Sie doch barmherzig — es gibt ja einen furchtbaren Skandal — ich komme um mein Brot." —

Komtesse Wera X. neigte ihr dunkles Köpfchen vor.

„Darf ich für diesen Unschuldigen bitten, Signor — er sündigte aus Unkenntnis!" sagte sie mit dem lieblichsten Lächeln.

„Meine Gnädigste," erwidert mit tiefster Verbeugung Richard, „ich beugte mein Haupt allezeit nur einem: der Anmut und der Schönheit!" und nach einem gnädige Wink an den Portier, schreitet er hocherhobenen Hauptes hoheitsvoll in den Saal.

* * *

Komtesse Wera X. hat den ganzen Abend das erhebende Bewußtsein, eine gute Tat getan zu haben. —

„Aber wie anders diese Künstler im Leben aussehen," flüsterte sie ihrem Nachbar, dem Premierleutnant Baron von Wermitz zu. „Sehen Sie, lieber Baron, diesen Signore Fistonelli! Wie müde er aussieht — wie grau und verlebt. Das Bühnenlicht scheint sehr unkleidsam für Männer. Und vorhin, als ich mit ihm sprach — kaum zu glauben, daß es derselbe Mensch war. Dieses Künstlerauge — adlerhaft! Sofort erkannte man auf den edlen Zügen das Genie. Ein unverkennbares Etwas leuchtete auf dieser Stirn — das ihn emporhob — weit über andere Sterbliche. —"

„Ahe!" — machte der Baron — —

Richard stand neben Hulda. Sie hatte einen Eckplatz und begrüßte ihn mit strahlendem Lächeln.

„Sie sind da?!" hauchte sie hinter dem Fächer.

Richard beugte sich tiefer hernieder.

„Und wäre mir der Weg durch „Drachen" versperrt worden — ich hätte ihn besiegt — um diesen Preis!" — —

Im Trubel der ersten Pause gelang es Hulda, der Tante zu entkommen. In einer Ecke des Foyers tauschte sie mit Richard von Schwur ewiger Liebe und Treue. Und die Nachtigallentöne, die nachher Antonio Fistonelli (der echte) seiner Flöte entlockte, trugen sie zusammen hinüber in das Zauberreich der Schönheit und der Poesie. — — — —

Richard Dehmel und Anton Lierssen haben über die Geschichte noch gelacht, als Richards Flöte schon längst „ad acta" gelegt worden war und eine Reihe kleiner Virtuosen die „Flötensolos" übernommen hatten. Zuweilen, wenn „Onkel Anton" den kleinen Dehmelchen ein Extravergnügen machen wollte, gab er ihnen das bekannte Rätsel auf und erregte damit bei seinem harmlosen Publikum stets denselben Jubel.

„Paßt auf, was ist das?" sagte er dann:

„Das Erste ist das Innerste vom Aeußeren.

Das Zweite ist ein Fisch.

Das Ganze ist das Aeußere vom Innern und hat außerdem den Papa dereinst zur Mama verholfen?" — —

Da schrie die kleine Bande „unisono":

„Futteral — Futteral! Papas Flötenfutteral!"

# Die Liebe.

Ein Märchen von heute, von Herbert Eulenberg.

Eine junge Frau trat in das Warenhaus des Lebens ein. Nachdem sie sich eine Zeitlang darüber verwundert hatte, was hier alles eingehandelt wurde und was nicht, merkte sie plötzlich, daß sie, weil sie nichts einkaufte, unangenehm aufzufallen begann. Sie wandte sich darauf hastig an irgendeinen der Angestellten und fragte zitternd und mit Erröten: „Verzeihen Sie! Ich möchte etwas Liebe haben."

„Liebe?" schnauzte der Betreffende sie halb verwundert, halb verächtlich an. „Sie sagten doch Liebe?"

„Allerdings!" bestätigte sie, noch verlegener werdend. Sie suchte furchtsam unter der Menge der Bezugskarten, die sie bei sich trug, herum. Da waren Karten für Brot, für Kartoffen, für Fleisch, für Leinen, für Butter, für Seife und für Fett ausgestellt. Aber einen Bezugsschein für das, was sie haben wollte, fand sie nirgends.

„Bemühen Sie sich nicht! Kramen Sie Ihre Scheine nicht durcheinander!" fuhr der Angestellte sie wütend an. „Den Artikel, den Sie verlangen, führen wir nicht! Führt kein Mensch mehr! Er ist vollkommen eingegangen. Es war absolut keine Nachfrage mehr nach ihm."

„Aber um Gottes willen!" flüsterte die junge Frau, ganz erschrocken. „Was sagen Sie da! Es gibt keine Liebe mehr. Aber das ist doch unmöglich!"

„Ach was! Möglich oder nicht möglich!" höhnte der Angestellte. „Lassen Sie mich zufrieden! Sie sind überspannt, verstehen Sie mich! Ich habe keine Zeit mehr für Sie!" Er stürzte sich in einen Aufzug und sauste weg an irgendeine Arbeit.

Die junge Frau blieb entsetzt stehen.

„Platz da!" rief jetzt eine wüste Stimme und ein schwerbepackter Handwagen fuhr ihr, die so schnell, wie es ihr möglich war, beiseite sprang fast über die Zehen. Der Mann, der den Wagen stieß, brummte vor Zorn, als er an ihr vorüberging.

„Sie hätten mich bitten sollen, beiseite zu treten!" sagte sie ganz sanft und ohne Vorwurf: „Ich stehe ungern jemand im Wege."

„Bitten sollen!" wiederholte der Mann ingrimmig. „Tun Sie einmal erst meine Arbeit! Und dann sehen Sie, ob Sie noch Lust haben, jemanden zu bitten, Ihnen nicht vor die Füße zu laufen. Heutzutage haben wir keine Zeit für Höflichkeit."

„Selbst das nicht einmal!" sprach die junge Frau seufzend hinter ihm her, während der Mann, fortwährend laut „Platz da!" brüllend, seinen Wagen weiterschob.

„Haben Sie keine Beschäftigung?" wurde sie da plötzlich rauh von mehreren Seiten gefragt.

„Doch!" gab sie schüchtern zur Antwort: „Ich liebe meinen Mann, meine Kinder, meine Eltern, meine Brüder, meine Schwestern."

„Aber das ist alles doch keine Beschäftigung!" wurde sie nun heftig unterbrochen. „Sie sind wohl von gestern. Sie haben sich eine Beschäftigung zu suchen, verstanden!"

„Gewiß!" erwiderte sie, „Sie brauchen es gar nicht so zu schreien. Ich werde mir bis morgen eine Beschäftigung auswählen." Sie versprach es ganz fest, ohne zu wissen, was sie versprach. In ihrer Verwirrung verlief sie sich schließlich in den Keller, wo die Kessel und die Maschinen standen, die das Ganze beleuchteten und erwärmten. „Suchen Sie eine Anstellung hier?" fragte man sie sogleich höflich, aber entschieden. „Ich fürchte nur, ich bin zu schwach," meinte sie, bei dem Gluthauch zusammenfahrend, der aus dem geöffneten Riesenofen kam.

„Das scheint uns allerdings auch so!" stellte man mit spöttischem Lächeln fest. „Gehen Sie nur wieder! Wir können Sie hir nicht gebrauchen."

Sie stieg unter dem scharrenden Lärm der großen Kohlenschaufeln wieder langsam empor. Sie wurde ganz unglücklich, kam sich völlig unnütz vor auf dieser Welt. „Das beste wäre," dachte sie, „ich machte meinem Leben ein Ende." Sie war in solchen Selbstvorwürfen die Treppen immer höher hinauf geklettert und sah sich plötzlich in einer Flucht von weiten Sälen im Dachgeschoß des Hauses. In ihnen saßen tausende und abertausende von Schreibern, die emsig und unermüdlich ihre Federn führten. In langen Büchern schrieben sie ununterbrochen Zahlen um Zahlen auf. Die junge Frau, die von dem Treppensteigen schnell atmete, beruhigte sich bei dem beständigen gleichmäßigen Kritzeln der Federn. Schließlich wandte sie sich an einen alten grauen Herrn, der ihr besonders menschenfreundlich auszusehen schien; „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie störe."

Der Greis hob seine vom ewigen Anschauen seiner Zahlen matt gewordenen gütigen Augen zu ihr auf.

„Ich möchte gerne Liebe haben und geben," stammelte sie, wie sie den ahnungslosen Ausdruck seiner Augen wahrnahm.

„Liebe?" wiederholte er das Wort befremdet, als ob es aus einer unbekannten weltfernen Sprache stammte. „Sie haben sich wohl verirrt. Hier gibt es nur Pflichten, Pflichten, Pflichten." Er hatte sich aufs neue über sein Buch gebeugt, zog die Brille, die er auf seine Stirne geschoben hatte, über seine Augen zurück und addierte und addierte weiter. Sie wollte noch ein letztes Mal ihr Heil bei einer Frau versuchen, einer früheren Freundin, die sie unter den fleißig Schreibenden entdeckt hatte. Die aber ließ sie erst gar nicht zu Wort kommen. „Nein! Du bist viel zu gefühlvoll und träumerisch für die geregelte Arbeit hier. Wir verzichten auf Empfindsamkeit. Berufe dich keinesfalls auf mich! Ich könnte dich nur schlecht empfehlen."

Die junge Frau wußte sich keinen Rat mehr. Ihr Opfer wurde von niemandem verlangt. Wohin sie schaute, sah sie nur Arbeit und Ernst und Menschen, die sich Sorgen um Sorgen machten. Sie kam sich jetzt nicht bloß unnütz, sondern sogar leichtfertig vor. Und das ertrug sie nicht länger. Ihr Schönstes, ihr Eigenstes wurde nicht nur gering geschätzt, nein, wurde noch dazu beschimpft und besudelt. Sie ging, zum letzten entschlossen, auf ein offenes Fenster zu. Dann beugte sie sich über den Fensterrand. Und dann sprang sie, stürzte sie hinab.

Aber sonderbarerweise fand sie keinen Boden nuter den Füßen, noch einen Widerstand. Sie fühlte plötzlich zu ihrer tiefsten Freude Flügel unter ihren Armen und in ihrem Ohr klangen wie eine leise heimliche Musik diese Verse wieder:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst Du nur das Zauberwort."

Und auf diesen Fittigen flog sie noch einmal durch den Raum, den nüchternen Raum, den sie soeben durchgegangen hatte. Siehe, da sah alles ganz anders aus und das Leben ward zum Märchen für sie. Der Angestellte, der sie vorhin angeschnauzt hatte, schmunzelte sie an: „Ich bin ein schrecklicher Kerl!" sprach er. „Ich weiß es, ein unausstehlicher Kerl. Aber es sind nur die Nerven, nur die Nerven, meine Beste. Sonst bin ich ganz verträglich und gutherzig, sag' ich Ihnen."

„Platz da, schöne Dame!" brüllte der Mann mit dem Handwagen wieder. „Sind Sie mir noch böse wegen meiner Unhöflichkeit? Nehmen Sie doch weiter keinen Anstoß daran! Was wollen Sie von einem Rüpel, der immer nur mit seinesgleichen zu tun hat, besseres verlangen. Beklagen Sie mich lieber, anstatt mich zu verachten! Auch ich habe meine goldene Stelle. Sehen Sie! Es ist das Bild meiner beiden Kinder hier, das ich stets in meiner Brusttasche trage. Geben Sie es mir bitte zurück! Ich habe leider keine Zeit mehr. Platz da!"

„Da sind Sie ja schon wieder!" sprach man unten im Keller- und Maschinenraum an: „Regen Sie sich um himmelswillen nicht auf! Sie werden schon irgendeine Beschäftigung finden, die für Sie paßt. Sie brauchen sich hier nicht gleich zugrunde zu richten."

„Hast Du etwas gefunden?" rief ihr die Freundin schon von weitem entgegen, als sie nach oben geschwebt war. „Sei nicht mehr traurig! Man wird nicht mehr auf der Welt gequält, als man es ertragen kann. Verzeih' mir! Ich war vorhin recht häßlich zu Dir. Ich bin manchmal müde von den vielen Vereinen, denen ich angehöre. Man opfert sich auf, so sehr man es kann. Zürne mir nicht, wenn ich Dich nicht auch noch beschenken konnte! Allen zu helfen ist unmöglich."

Der gütige Greis aber schob von selber, ohne daß sie ihn anzureden brauchte, seine Brille zurück und schaute sie mit einem Blick so voll Freundlichkeit an, daß seine Augen einen Ganz bekamen wie das Meer, wenn es in der Nacht leuchtet: „Haben Sie das große Geheimnis der Menschheit entdeckt?" fragte er sie lächelnd. „Erkennen Sie nun, daß es die Liebe nur ist, die die Welt und ihre unglücklichsten Geschöpfe, die Menschen, treibt! Schauen Sie dort den feindlichen Flieger, der wie ein Habicht auf uns zustößt! Meinen Sie, daß Mordlust und Vernichtungstrieb allein ihn hierher jagt, wie die unsrigen über seine Städte? Wähnen sie alle nicht, ihrem Land und Volk damit zu nützen? Und wäre dies sonst überhaupt zu ertragen. Würde nicht der Erdenbau in Irrsinn zerfallen, wenn nicht die Liebe beständig laut oder leise, bewußt und unbewußt am Werke wäre?"

„Ja! Aber warum sprechen die Menschen denn gar nicht davon?" sagte die junge Frau und rang die Hände zu dem Greise wie zum Gebet empor. „Warum ärgern sie und kränken sie und höhnen und schimpfen und hassen und töten sie einander? Warum sagen sie sich fast nie ihre Liebe, sondern fast nur ihre Wut?"

„Dieses muß sich jeder selber beantworten und sich aus dem Irrgarten des Lebens zurechtfinden suchen," gab es zurück. „Der Düstere wird die Frage nach dem Glück auf Erden verneinen und der Heitere bejahen. Die meisten aber werden wie das Wetter wechseln, einmal dies, einmal jenes sagen und zwischen wenig Sonnenschein und viel Schatten ihr Leben abwandeln."